

*von Anik Sonnenblum*

## **Paul**

Eins vorweg: Ordnung muss sein. Nach wie vor. Sogar heute noch, fünfeinhalb Jahre danach. Dazu stehe ich, das ist meine Natur, und jeder Mensch weiß, dass es unglücklich macht, wider sein ureigenstes Ich zu leben.

Also, ich bin Hilde Benesch. Tun Sie doch nicht so erstaunt, ich habe Ihnen doch verraten, dass bei mir alles nach der Reihe kommt. Zuerst der Name. Ihren werde ich nie erfahren, und zugegeben, das ist eine Unsicherheit, welche mir großes Unbehagen bereitet, aber ich schaffe das. Ich kommuniziere mit Ihnen, weil mir meine Therapeutin vorgeschlagen hat, zu schreiben, und zwar an ein mir unbekanntes Publikum. Sie können kaum erahnen, was dieser Schritt für mich bedeutet. Die Tatsache, nicht zu wissen, wer diesen Text lesen wird und was dieser in jenen unbekanntem Menschen, also in Ihnen, auslöst, hat mich dazu veranlasst, ein viertes Schloss einbauen zu lassen. So lebt es sich gut. Da ich mich stetig Sorge, möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass ich hoffe, bei Ihnen nun keine Schuldgefühle ausgelöst zu haben. Warum? Na, Sie wissen schon – des vierten Schlosses wegen. Es ist gut so, glauben Sie mir, ich wollte es so, und das Schloss kam gleich nach meiner Entscheidung, diese Zeilen, welche zu lesen Sie eben im Begriff sind, zu schreiben. Und dann kamen Sie, werter Leser, ganz zum Schluss, also können Sie nichts dafür. Für das Schloss, meine ich. Nun gut, ich erzähle Ihnen nun meine Geschichte. Mein Therapeut sagt, es wird helfen. Mir, und vielleicht auch Ihnen. Und Paul, sollten diese Aufzeichnungen jemals den Weg zu ihm finden.

Vor fünfeinhalb Jahren, am 10. Mai 1989, brach meine Welt zusammen. Paul zerstörte Sie mit der Leichtigkeit eines Lächelns und in Sekundenschnelle. Sehen Sie, seit jeher hatte ich in dieser Wohnung gelebt. Schon als Kind hatte ich meine Kaffeetasse besessen, aus der nur ich trinken durfte; die Bilder und die Tapeten in meinen Räumen waren stets dieselben. Nach dem Tod meiner Adoptivmutter ließ ich ihr Zimmer unverändert, das war Ehrensache. Ich war bei der hiesigen Gemeindeverwaltung angestellt und liebte meinen Job, denn ich wusste täglich genau, was mich erwarten würde: Sortieren. Ich liebe es, Dinge zu sortieren, sie in Ordnung zu bringen. Farben, Zahlen, Alphabet – all das zu ordnen, das war meine Aufgabe, und niemand sortierte mit einer Leidenschaft, die der meinen gleichkam. Jeden Tag verließ ich um 7.05 Uhr das Haus, bestieg die Straßenbahn 71 um 7.08 Uhr und erreichte meinen Arbeitsplatz just vierzehn Minuten später. Dann blieben noch genau acht Minuten, um mir ein schnelles Frühstück zu richten, ehe ich in meinen Sessel sank und meine Tätigkeit aufnahm. Eine Arbeitskollegin, die gleichzeitig meine einzige Vertraute war (und glauben Sie mir, ihre alleinige Bekanntschaft reichte völlig aus für mich und deckte mein Bedürfnis nach sozialen Kontakten), kam jeden Tag um zehn Uhr mit zwei Kaffees (Milch, kein Zucker), wir beredeten, was besprochen werden musste, und jeden Mittwoch besuchten wir die Frühvorstellung im Admiral-Kino. Ach, ich schwelge geradezu in Erinnerungen an diese Zeiten, welche am 10. Mai 1989 um 7.05 abrupt enden sollten.

Wie immer wollte ich das Haus verlassen (und ich war schon eine Minute zu spät dran), doch es ging nicht. Ich konnte nicht. Der Weg war versperrt. Paul lehnte in der Eingangstür und rauchte. Sehen Sie, sie müssen verstehen: Ich berühre keine

Fremden, das schickt sich nicht. Ich spreche sie auch nicht einfach von der Seite an. Das tut man nicht. Höflich wartete ich, dass dieser Mann, den ich niemals zuvor in unserem Haus gesehen hatte, zur Seite trat, damit ich passieren konnte. Er tat es nicht. Er stand da, rauchte, drehte sich nach mir um, lächelte mich nickend an und wandte sich dann wieder der Außenwelt und seiner durchaus ungesunden Beschäftigung zu. Da er mir die Möglichkeit nahm, nach draußen zu gelangen, machte ich kehrt und sperrte mich in meiner Wohnung ein. Seien Sie ehrlich mit mir, es war doch der einzige Ausweg! Ich weinte und war am Ende. Ich rief in der Arbeit an und log, gab vor, krank zu sein. Aufgrund dieser Lüge fühlte ich mich schrecklich, konnte den ganzen Tag keinen Bissen zu mir nehmen und war dann am Abend tatsächlich in einem besorgniserregenden Zustand äußerster Verzweiflung. Am nächsten Tag, nach nur sechs Stunden Schlaf (meine acht Stunden konnte ich in dieser Nacht aus verständlicher Nervosität nicht erreichen), stand ich wieder im Erdgeschoss und war froh, einen neuen Tag beginnen zu dürfen. Doch es war mir nicht vergönnt. In der Tür lehnte der Mann vom Vortag. Ich war gerade den Tränen nahe, als er mich ansprach. „Hallo, ich bin Paul. Paul Fromm. Ich habe erst vor einigen Tagen meine Wohnung bezogen und beschlossen, jeden Tag vor der Arbeit diesen herrlichen Ausblick hier zu genießen und noch einmal durchzuatmen. Wie wärs, möchten Sie eine?“ Aufmunternd hielt er mir das Zigarettenpäckchen hin. Mir wurde schwindelig, meine Gedanken überstürzten sich förmlich. Was hatte ich wohl an mir, das diesen Mann veranlasste, mir einen todesbringenden Glimmstängel anzubieten? Und er wohnte hier, in diesem Haus? Warum hatte mich niemand verständigt? Würde er wohl laut Musik hören, fremde Menschen empfangen und in der Nacht obszön und laut auflachen? Hier lebten doch nur die alte Frau Soppa, Herr Karl aus dem ersten Stock, vier andere Familien, die ich seit jeher kannte, und ich. Und nun dieser Fromm, mein Gott, der Name, welch ein Frevel, ja, es war klar – er war der Wolf im Schafspelz. Sie müssen wissen, er sah nämlich ganz adrett aus. Er hatte dunkle, weiche Augen, ein wohlgeformtes Kinn, wie man es bei den Männern ja so selten findet, gesunde Zähne und kleine, kompakte Ohren. Sie verstehen, was ich meine. Und dennoch, er bot mir nicht an, mich vorbeizulassen. So verneinte ich (die Zigarette und ihn als Person), drehte mich auf dem Absatz um und verbrachte einen weiteren Tag mit einer Lüge und in meiner Wohnung.

Am nächsten Morgen war Paul Fromm nicht da. Ich stürzte aus dem Haus, hetzte zur Straßenbahn, erwischte einen anderen Zug als sonst und kam völlig verstört drei Minuten früher als gewöhnlich zur Arbeit. Der Tag war gelaufen. Ich litt unter Sehstörungen, irgendwie war mir auch das Alphabet in meinem Kopf durcheinandergeraten und ich ging, nachdem ich mehrmals Fehler meinerseits bemerkt und nachsortiert hatte, betrübt nach Hause. In der offenen Tür erwartete mich ein rauchender Paul Fromm. Die Welt verhöhnnte mich, das war klar. Wohin sollte ich denn jetzt? Nicht hinauszukommen war eine Sache gewesen, da hatte man wohl die eigenen vier Wände als Fluchtpunkt. Aber nicht mehr hineinzukönnen? Der Mann war drauf und dran, mir meine Lebensgrundlage zu nehmen. Er bedrohte meine Basis. „Sie haben mich gestern sehr beeindruckt. Die meisten Leute reden zu viel, aber Sie, Sie haben Blicke sprechen lassen. Wie wäre es denn mit einem Gläschen Wein, darf ich Sie einladen? Ich möchte gerne, dass Sie der erste Mensch sind, den ich hier kennen lernen darf.“ Paul Fromm lächelte, den Kopf zur Seite geneigt, auf eine Antwort wartend. Da spürte ich es – ein unbeschreibliches Gefühl, im Magen, gleich unter meinem Herzen. Flau, unsicher, vibrierend. Ich kannte es nicht, es war neu. Eine schreckliche Krankheit, ein womöglich lebenslanges Leiden

kündigte sich an. Natürlich somatisierte mein Körper in dieser auswegslosen Situation. Meine Wangen wurden heiß, offensichtlich begann ich zu fiebern. Da rannte ich los. Ich stieß Paul Fromm zur Seite, nahm drei Stufen auf einmal und verbarrikadierte mich in meiner Wohnung. Um die drohende Hyperventilation zu vermeiden, atmete ich in ein kleines Papiersäckchen, welches immer in der obersten Schublade meiner kleinen Kommode im Vorraum bereitlag. Mir war schlecht. Das Ende war nah, ich fühlte es. Irgendwann musste ich am Boden eingeschlafen sein. Tiefer Schlaf hatte mich umfassen, und ich träumte von Paul Fromm und seinen Ohren.

Ein paar Tage später kündigte ich, zog aus meiner Wohnung aus und verbrachte die nächsten Jahre im Kloster Waldbrunn nahe Weimar. Ich hatte diesen Ort schon immer im Hinterkopf gehabt, als Auffangstation sozusagen, falls ich in meiner Welt nicht mehr sicher sein sollte. Ich meine, man muss sich doch überlegen, wohin im Notfall. Sie ahnen schon, ich wollte natürlich keine Ordensschwester werden, aber ich brauchte Sicherheit, Routine und angemessenen Raum zum Nachdenken. Paul Fromm hatte sämtliche meiner Grundfesten erschüttert, und ich wollte ihm nach meiner Niederlage auf keinen Fall mehr unter die Augen treten. Auf Anraten der Mutter Oberin, der ich sehr ans Herz gewachsen war, begann ich eine Gesprächstherapie bei einer der Schwestern, welche ausgebildete Psychotherapeutin ist und immer noch als solche praktiziert. Sie können sich nicht vorstellen, was da alles ans Tageslicht kommt. Kein Stäubchen meiner Vergangenheit blieb verschont! Nun habe ich eine neue kleine Wohnung, ein frischgestrichenes Leben und Ihnen tatsächlich über Paul Fromm berichtet, ich habe es Ihnen erzählt. Sie kennen und teilen nun mit mir das ganze Ausmaß meiner persönlichen Katastrophe. Etwas kann ich mir aber nicht erklären, und das bereitet mir neuen Anlass zur Sorge: Trotz der grausamen Auswegslosigkeit, vor die mich Paul Fromm gestellt hat, muss ich oft an ihn denken, aber das Schlimme daran ist, es bereitet mir Freude. Ich sehe sein Gesicht – sein Kinn, seine Ohren. Ich befürchte, ich befinde mich nach wie vor in einem bedauernswerten, verwirrten Zustand. Doch hier, in meiner neu errichteten Existenz, bin ich gut aufgehoben. Ja, hier geht es mir gut. Ich habe vier Schlösser und bin sicher. Ganz bestimmt.